

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Exerzitien im Pastoralkolleg

In diesem Sommer wurden im Pastoralkolleg Neuendettelsau¹ zum fünften Mal ignatianische Exerzitien durchgeführt. Etwa 50 Personen haben mittlerweile daran teilgenommen, manche auch mehrmals. Mich haben zu diesem Angebot immer wieder Anfragen erreicht, interessierte und skeptische, neugierige und dankbare. So möchte ich heute einige Erfahrungen und Reflexionen² weitergeben, die mir zugewachsen sind, während ich die Geistlichen Übungen selber gemacht oder für andere organisiert habe.

„Ich möchte wissen, wie es um deine Seele steht“. Diese alte pastorale Frage könnte als Motto für die Exerzitien dienen. Wer sie sich geben läßt, Mann oder Frau, vernimmt sie regelmäßig, freundlich und ernst, aufmerksam und liebevoll, unbestechlich und tröstlich. Natürlich sprechen Begleiter oder Begleiterin das meistens nicht expressis verbis aus. Aber bei dem Einzelgespräch, das sie täglich mit dem Exerzitanten führen, ist das der wichtigste Inhalt: Wie ist dein geistlicher Weg in den letzten 24 Stunden gelaufen und wie könnte er weitergehen?

Qualifizierte Begleitung

Aus dieser Konstellation mag deutlich werden, welch hohe Anforderungen an die Begleitperson zu stellen sind; „Exerzitienmeister“ sagen wir nicht gern. Der Eintritt in solch ein geistliches Verhältnis ist nur aufgrund eines vorgängigen Vertrauens möglich. Er wird in einem Kontaktgespräch einige Zeit vor der Exerzitienwoche vereinbart. In deren Verlauf muß dann der Begleiter dieses Vertrauen beständig mit seiner Person rechtfertigen und vertiefen. Das erfordert neben hohen menschlichen Qualitäten eine gute theologische Bildung, vor allem Vertrautheit mit der Bibel. Hinzu tritt ein waches Gespür für die Regungen und Entwicklungen der anderen Seele sowie die Kenntnis, wie diese gut zu entfalten sind. Das alles muß getragen sein von großem Verständnis und Respekt gegenüber der unverwechselbaren Subjektivität des Exerzitanten. Denn nichts wäre verkehrter als die Meinung, dieser sollte in eine bestimmte Richtung gedrängt oder zu einem vorgeschriebenen Pensem veranlaßt werden; vielmehr sollen die Übenden in voller Freiheit entscheiden.

Es ist ein spannender und niemals einlinig zu beschreibender Vorgang, inwiefern sich die Begleitperson aktiv oder zurückgenommen, führend oder raumgebend verhält. So kommt es vor, daß der Exerzitant mit gewissen Anregungen, Bibel- oder Gebetstexten aus dem Gespräch entlassen wird. Beim nächsten Wiedersehen zeigt

¹ Das Pastoralkolleg Neuendettelsau dient der Fortbildung von evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrern im Gemeindedienst und in Sonderdiensten.

² Zuerst veröffentlicht im *Korrespondenzblatt*, hrsg. von Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, 110. Jahrgang, Nr. 6, Juni 1995.

sich dann aber nicht selten, daß der Impuls nur eine unter anderen Kräften gewesen ist, zu der die Eigendynamik des aufgenommenen Wortes hinzugekommen ist und vor allem die innere Zielstrebigkeit des Exerzitanten. Dabei kann es durchaus geschehen, daß der Begleiter den Eindruck gewinnt, der Exerzitant sei noch nicht tief genug eingedrungen, so daß er ihn bittet, die gleiche Übung noch einmal zu machen. Übrigens ist die mehrmalige Wiederholung bei den Geistlichen Übungen die Regel. Oft wird erst nach einigen Tagen deutlich, warum der Begleiter so beharrlich bei einem Punkt geblieben ist: Geistliche Vertiefung läßt sich zwar nicht erzwingen, aber anleiten, auch nicht abkürzen, aber geduldig fördern.

Es wäre indessen verfehlt, den Prozeß der Exerzitien ausschließlich von der psychischen Dimension her zu beschreiben. Diese ist unabdingbar, aber in jedem Fall nur die eine Seite. Wer hier Auflösung in bloße Subjektivität konstatieren würde, hätte sie gründlich mißverstanden. Das extra nos, vom Subjekt unterschieden und diesem gegenüberstehend, ist stets präsent. Im Exerzitienbuch heißt es „Die Geheimnisse des Lebens Christi, unseres Herrn“³. Ignatius hat die Jesusüberlieferung erstmals in des Ludolf von Sachsen „Vita Christi“ kennengelernt, einer Art Evangelienharmonie. Davon ist noch etwas zu merken, wenn er chronologisch etwa 50 Perikopen von der Ankündigung der Geburt bis zur Himmelfahrt Jesu auflistet, mit Stichworten ihrem Inhalt nach berührt und in Schritte zur Betrachtung gliedert. Damit ist sozusagen der Elementarstoff umrissen, aus dem der Exerzitant sich aneignen kann. Das ist jedoch weder Pflichtpensum noch Einschränkung, denn der Schritt in den weiteren Bereich der Bibel Alten und Neuen Testaments und etwa auch des Gesangbuchs wird in aller Regel getan, je nachdem, wohin Exerzitant und Begleitperson geführt werden. Dabei kann gar nicht nachdrücklich genug das Mißverständnis zurückgewiesen werden, als käme es auf die Bewältigung eines Stoffmaßes an. Es hat sich durchaus ergeben, daß ein einziger Evangelienabschnitt – und textlich nicht mehr – die ganzen acht Tage hindurch getragen hat. „Denn nicht das viele Wissen sättigt und befriedigt die Seele, sondern das Innerlich-die-Dinge-Verspüren- und-Schmecken“ (EB 2).

Halten und Gehaltenwerden

„Verspüren – sentir bedeutet bei Ignatius die Weise, wie man sich in seinem Selbstverständnis von einer erfahrenen Wirklichkeit betreffen läßt“, kommentiert Peter Knauer diese Stelle. Er will damit auf seine Weise definieren, worauf es bei den Geistlichen Übungen ankommt: sich die biblische Botschaft persönlich aneignen, könnte man sagen, sich ihr aussetzen, in sie eingehen, mit ihr verschmelzen. Mit Christus zeitgleich werden, bei ihm sein, mit ihm Gemeinschaft haben wie die Frauen oder Jünger, die er angeschaut hat, zu ihm reden, ihn um etwas bitten, sich ihm zur Verfügung stellen, an seinem Schicksal partizipieren, sich von ihm rufen

³ Zitiert werden die Exerzitien nach: Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen und erläuternde Texte*. Übersetzt und herausgegeben von Peter Knauer. Graz³1988 = EB, das obige Zitat Nr. 261.

lassen. Weder das Subjekt allein wird beansprucht noch der Stoff einseitig betont. Das Ziel der Exerzitien ist erst in der Begegnung erreicht, in der Durchdringung, in der Synthese, und zwar je tiefer, desto befriedigender.

Die unausweichliche Frage, ob und inwiefern es denn dazu kommt: zu dieser Gleichzeitigkeit von mir und dem biblischen Vorgang, daß ich ihn mir solchermaßen aneigne oder von ihm absorbiert werde, daß ich mich im Jüngerkreis finde oder Jesus als Gestalt meines Alltags einbeziehe – diese unausweichliche Frage können die Exerzitanten je nur für sich im nachhinein mit einem Mehr oder Weniger beantworten: ob es bis zuletzt bei der ungestillten Sehnsucht geblieben ist, oder ob da oder dort jene beglückende Synthese statthattet.

Eine gewisse überpersönliche Gesetzmäßigkeit liegt freilich in dem Zusammenwirken von meiner eigenen Mühe, die ich investiere, einerseits, und der Gnade Gottes andererseits, über die ich nicht verfüge. Analogien sind mir aus der Predigtvorbereitung bekannt gewesen. Ich mühe mich um einen Text, er sperrt sich, ich halte ihn aus, ich lasse ihn liegen, ich werde ungeduldig oder ärgerlich, ich kämpfe mit ihm, ich setze mich ihm von neuem aus, ich bete damit und darüber. Am Sonntag morgen werde ich auf der Kanzel stehen, und da weiß ich dann meistens, ob im Lauf meiner Anstrengung irgendwann jene Begegnung erfolgt ist oder nicht. Jenes unwiderlegliche Bewußtsein: das ist's jetzt! – beglückend oder bestürzend, bedrängend oder befreidend, jedenfalls unwiderstehlich zwingend. Wenn es aber dazu gekommen ist, muß ich mir ja Rechenschaft geben über das Verhältnis von eigener Bemühung und unverfügbarer Gnade. Bei den Exerzitien fehlt der Fremdadressat der Predigt; die Begegnung zielt ausschließlich auf mich selber. Werde ich innerlich getroffen, betroffen – inwiefern ist dies dann Frucht meiner Leistung und inwiefern Geschenk, das ich nur empfangen kann? Generell läßt sich diese Frage nur mit der alten paradoxen mönchischen Weisung beantworten: Strenge dich so an, als hinge alles von dir ab, und lege abwartend die Hände in den Schoß, als hinge alles von Gott ab; du wirst beides erfahren! Das ist logisch ein Widerspruch, im Vollzug aber stimmig. Das Wort „Gnade“ wird in der Gegenwartssprache ernsthaft nur vom „begnadeten Künstler“ gebraucht. Der ist, so meint der Ausdruck, auf etwas angewiesen, über das er nicht verfügen kann. Aber er würde, auch im vollen Bewußtsein dieser Abhängigkeit, niemals darauf verzichten, sich zu mühen, beharrlich zu sein und unablässig um die Form zu ringen. Dazu ein schönes Wort von Paschasius Radbertus: „Durch die Hand der Hoffnung wird Christus gehalten. Wir halten ihn und werden gehalten. Aber es ist etwas Größeres, daß wir von Christus gehalten werden, als daß wir ihn halten. Denn wir können ihn nur so lange halten, als wir von ihm gehalten werden.“

Analogisch zu Christus

Im „Gotteslob“, dem katholischen Gesang- und Gebetbuch, steht bei der Einführung in den Abschnitt „Fastenzeit“: In der Betrachtung von Christi Leiden lernen wir „unsere eigenen Lebensweg verstehen als ein gemeinsames Schicksal mit dem Herrn, der sein Kreuz getragen und dadurch die Welt erlöst hat. Die Bereitschaft, mit dem Herrn für die Rettung der Welt zu leiden, muß sich in tatkräftigem Einsatz gegen

Not und Ungerechtigkeit bewähren“⁴. Damit ist recht genau beschrieben, wohin es bei den Exerzitien früher oder später kommt: zu der Aufforderung nämlich, in eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft mit Jesus Christus einzutreten, neu in sie einzutreten, sie zu vertiefen. Ein hilfreicher Einstieg dahin ist die biblische Rede vom Licht, das Christus ist und das ich bin. Oder vom Weinstock, dessen Säfte mich, die Rebe, durchdringen. Es geht aber noch weiter, indem ich biblische Aussagen, die ich ausschließlich auf Christus auszulegen gewohnt bin, auf mich selber anwenden soll. Also Johannes 12: Das Weizenkorn, das in die Erde fällt und erstirbt, bin ich⁵. Oder: Die historische Gestalt hinter dem Gottesknechtslied Jesaja 53 ist unbekannt, offen, ob individuell oder kollektiv; die Karfreitagsliturgie rekrutiert dafür die Passion Christi. Und nun zeichne an seiner Stelle einmal dich selbst ein, im Sinne des Obigen, und sieh, wie weit und wohin du damit kommst!

Es bedarf nur geringer Phantasie, um den massiven Widerstand nachzuempfinden, das heftige Sträuben, welches durch diese Empfehlung hervorgerufen wird: „Ich war der Allerverachtetste ... ich trug unsere Krankheit ... durch meine Wunden sind wir geheilt ... der Herr warf unser aller Sünden auf mich.“ Das grenzt ans Blasphemische, weil ich es nicht nur behaupten, sondern nachvollziehen und bejahen soll.

Nun lohnt es sich, diesem inneren Widerstand, zumal in seiner protestantischen Ausprägung, etwas näher nachzugehen. Kommt er aus der Scheu vor dem Leiden, in das ich solchermaßen einwilligen würde? Ist es die Anschauung, daß Leben und Leiden Christi in Relation zu mir so unvergleichlich anders ist, daß ich mein kleines und banales Leben damit nicht in Verbindung bringen darf? Gerät eventuell sogar (trotz Kolosser 1,24) Christi Heilswerk auf diese Weise in Verdacht, nicht als voll genügsam, sondern als ergänzungsbedürftig betrachtet zu werden?

Es liegt mir fern, diese Bedenken zu bagatellisieren oder beiseitezuwischen; zu tief sind sie in mir selbst verankert. Ich möchte nur die Konsequenzen bedenken, die sich für die Frömmigkeit ergeben, wenn man sich in keiner Weise über sie hinausbewegen kann. Mein eigenes Leben mit seinen kleinen Höhen und Tiefen bleibt, scheinbar aus Bescheidenheit, abgeschottet in seiner Alltäglichkeit und Profanität. Es kommt von vornherein nicht dahin, daß ich „in Christus“ bin und „Christus in mir“, wenn es mir unpassend erscheint, meine Niederlagen und Freude direkt mit ihm zu verbinden. So halten sich „Die Geheimnisse des Lebens Jesu Christi, unseres Herrn“ in respektvoller, gleichwohl unerreichbarer Ferne. Sie drohen, im Blick auf meine Existenz rein gedanklich, aber das heißt von einem gewissen Punkt an unwirklich und damit wirkungslos zu bleiben. Dementsprechend speist sich der vom „Gotteslob“ geforderte „Einsatz gegen Not und Ungerechtigkeit in der Welt“ nicht mehr aus der unversieglichen Kraft, die uns aus der Schicksalsgemeinschaft mit Christus erfüllen könnte, sondern wird, problematisch genug, zu einem bloß moralischen Appell an unsere eigenen Möglichkeiten.

Die herkömmliche katholische Frömmigkeit kennt den Brauch, daß der Mensch

⁴ Gotteslob, *Katholisches Gebet- und Gesangbuch*. Ausgabe für das Erzbistum Bamberg. 1975, 232.

⁵ Vgl. *Evangelisches Gesangbuch*. Ausgabe Bayern/Thüringen, Nr. 553.

Gott eine Lebensminderung „aufopfert“: eine Krankheit, einen Schicksalsschlag, einen Verlust, ein erlittenes Unrecht. Dergleichen wird im Gebet vor Christus gebracht mit der Bitte, es seinem Leiden einzufügen, mein kleines Kreuz in sein großes aufzunehmen. Sicherlich kann diese Praxis eine notwendige innere Auseinandersetzung mit jener Beeinträchtigung verhindern. Sie kann verhindern, daß es zur Unterscheidung kommt zwischen vermeidbarem Leiden, dem man entgegentreten, und unvermeidbarem, dem man sich fügen muß. Aber: *abusus non tollit usum!* Wir sind empfindlich und abwehrend geworden gegen eine allzu frühe Kapitulation vor dem Leiden, zumal wenn sie uns von dritter Seite womöglich mit Machtausübung und Druck nahegelegt wird. „Widerstand“ haben wir gelernt. Ob dem aber nicht weithin die „Ergebung“ zum Opfer gefallen ist, auch dort, wo sie den Umständen nach unbedingt angezeigt wäre? Ob wir in der Abwehr stark, im Einwilligen ins Unvermeidliche aber ungeübt geworden sind? Ob wir das Klagen und Hadern verlernt und uns der Sprachlosigkeit ausgeliefert haben? Und das letztlich, weil innere Hemmungen uns hindern, uns auf das Mitsterben und Mitaufstehen mit Christus einzulassen.

Theologische Erörterungen können beim Exerzitiengespräch als Fluchtweg dienen; können, müssen aber nicht. Ist denn nicht die Verschiedenheit zwischen dem Leben von mir und von Christus eine totale? Nein, lautet die Antwort des Begleiters, es ist eine weitgehende, aber keine totale. Man spricht von einem Analogieverhältnis, bei dem die Unterschiede die Übereinstimmungen bei weitem übertreffen, ohne sie jedoch ganz auszulöschen. Diese Übereinstimmungen sind zu benennen und zu pflegen. Karl Barth hat die Epoche seiner Kirchlichen Dogmatik mit seinem „Nein!“ zur *analogia entis* eingeleitet. Ob wir davon, bewußt oder unbewußt, eingefärbt sind, zum Schaden unserer praktischen Frömmigkeit?

Ausführlich von meinem Glauben reden

Der Verdacht erhärtet sich noch von einer anderen Seite her. Die „Betrachtung, um Liebe zu erlangen“ (EB 230) gibt Anleitung zu „schauen, wie Gott in den Geschöpfen wohnt“. Dies ist eine Aufforderung, mich und meine Welt als von Gott erschaffen zu nehmen und unter diesem Aspekt auf mich zu beziehen. Wo dieser Versuch auch nur ansatzweise gelingt, ordnen sich die Dinge von der eigenen Erfahrung bis zu technischen Geräten, von der Ökologie bis zu den Mitmenschen. Von ihrer Geschöpflichkeit her erkenne ich ihre Würde, ihre Funktion und ihre Begrenztheit. Ich werde davor bewahrt, sie in irgendeiner Weise geringzuschätzen oder sie andererseits „mit der Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes zu verwechseln“ (Röm 1,23). Aber freilich, ich darf mich dabei, siehe oben, nicht von vorherein durch das Verdikt einer natürlichen Theologie schrecken lassen. Bei den Exerzitien wird deutlich, daß der Weg der Spiritualität eine Gratwanderung ist, rechts und links gefährdet. Wenn ich die eine Gefahr vermeide, Pantheismus, muß ich darauf achten, nicht in die andere zu verfallen, Profanierung oder Vergötzung der Kreatur. Das Mißlichste wäre, leider vom Protestantismus nicht selten zwischen Skylla und Charybdis geübt: den Weg der Frömmigkeit überhaupt nicht mehr zu gehen, weil er

– in der Tat! – immer bedroht ist. Die Zurückweisung einer natürlichen Theologie hat die nationalsozialistische Ideologie bestehen helfen. Weil damit aber eine Verkümmерung der Frömmigkeit einhergegangen ist, wird heute eine Neubesinnung mit praktischen Konsequenzen erforderlich.

Gerhard Münderlein schreibt in seinem Erfahrungsbericht⁶: „Noch nie in meinem Leben habe ich so ausführlich und intensiv mit jemandem über meinen Glauben geredet!“ Ich könnte diesen Satz unterschreiben und wüßte nicht, ob bei mir in diesem Erleben Glück und Freude oder Reue und Scham überwogen haben. Man bedenke: Eine Woche lang täglich ein einstündiges Gespräch führen über nichts anderes als meinen Glauben! Ich selbst bin gelegentlich während dieser Gespräche einen Augenblick hinter mich getreten und habe mich gefragt: Was tust du da eigentlich? Nicht von Kirche, nicht von Geld, nicht von Politik, nicht von anderen Menschen, mit keiner bestimmten Absicht, ohne Zweck, nur von deinem Glauben reden! Dafür unbekümmert seelische Kraft und Zeit verwenden! Dafür einen geeigneten Partner haben! Wo hättest du dergleichen schon einmal gemacht? Wo machst du dergleichen sonst außerhalb der Exerzitien?

Schmerzlich erlebt habe ich dabei, wie schwer es mir fällt, von meinen Glaubenserfahrungen, von meinem inneren Weg überhaupt zu reden. Die dafür erforderliche Sprache war mir weithin Fremdsprache. Welch fatale Hilflosigkeit! Hatte ich dieses Reden allein den Evangelikalen und Pietisten überlassen? Und warum kommen mir die mühsam zusammengekratzten Worte hülsernartig und formelhaft vor, gleich, ob sie wissenschaftlich oder erbaulich, theologisch oder psychologisch sind? Sicher, es gibt die Sprachhilfe der Großen; das Gesangbuch ist mir dafür unendlich lieb geworden. Aber ich komme nicht umhin, meinen eigenen Ausdruck, meine eigene Sprache, meine eigenen Worte zu finden. Und das bedarf elementarer und geduldiger Übung.

Ein großes Hindernis für mein Üben war die immer wiederkehrende Unlust: Ach, das kennst du doch schon! Damit hast du dich doch lange genug beschäftigt! Immer dasselbe! Ist doch schon ausgelutscht (als wäre das Evangelium ein Stück Kaugummi!). Irgendwann war mir in der aszetischen Literatur der Begriff acedia begegnet. Er hat mich nicht mehr losgelassen und fiel mir wieder ein, als ich bei Ignatius „Von geistlicher Trostlosigkeit“ (EB 317) gelesen habe.

Ist das nur meine Schwierigkeit bei den geistlichen Übungen oder geht es anderen ähnlich? Mir hat jedenfalls geholfen, was Josef Pieper zur Analyse der acedia und vor allem zu ihrer Bekämpfung gesagt hat. Sie gehört in der katholischen Frömmigkeitstradition zu den sieben Todsünden, ist „der Anfang und die Wurzel der Verzweiflung“, „eine Art von Traurigkeit ... angesichts des göttlichen Gutes im Menschen ... Sie ist eine Art von angsthaftem Schwindelgefühl, das den Menschen befällt, wenn er der Höhe inne wird, zu der ihn Gott erheben hat. Der in der acedia befangene Mensch hat weder den Mut noch den Willen, so groß zu sein, wie er wirklich ist. Er möchte lieber weniger groß sein, um sich so der Verpflichtung der Größe zu entziehen. Die acedia ist eine pervertierte Demut; sie will die übernatürlichen

⁶ Korrespondenzblatt 6/1991, 88.

Güter nicht annehmen, weil sie ihrem Wesen nach verbunden sind mit einem Anspruch an den Empfänger... der freudlose und verdrießliche, borniert selbstsüchtige Verzicht des Menschen auf den – verpflichtenden Adel der Gotteskindschaft.“ Zu überwinden ist sie aber „allein durch die klarsichtige Hochgemutheit, die sich das Große des selbsteigenen Daseins zutraut und zumutet, und durch den begnadeten Aufschwung der Hoffnung auf das Ewige Leben“⁷.

Peter Knauer beschließt seine Einleitung zum Exerzitienbuch mit einem Zitat aus Bonhoeffers „Widerstand und Ergebung“: „Alles, was wir mit Recht von Gott erwarten, erbitten dürfen, ist in Jesus Christus zu finden. Was ein Gott, so wie wir ihn uns denken, alles tun müßte und könnte, damit hat der Gott Jesu Christi nichts zu tun. Wir müssen uns immer wieder sehr lange und sehr ruhig in das Leben, Sprechen, Handeln, Leiden und Sterben Jesu versenken, um zu erkennen, was Gott verheißt und was er erfüllt“ (EB S. 8). Dieser Rekurs wurde mir bestätigt, als ich in der Bethgeobiographie im Anhang eine Seminarnachschrift gefunden habe, nach der der junge Bonhoeffer im Zusammenhang einer theologischen Anthropologie von „christlichen Übungen“ spricht: Der individuelle habitus des christlichen Charakters werde durch Übung erworben, Übungen der Kirchlichkeit, Übungen der Frömmigkeit und Gläubigkeit, Übungen der Sündenerkenntnis, Übungen des Tuns und Dienstes⁸. Und weil ich überzeugt bin, daß die Exerzitien dafür eine geeignete Möglichkeit schaffen, deshalb will ich sie weiterhin im Pastoralkolleg anbieten.

Wolfgang Dietzelbinger, Neuendettelsau

⁷ Josef Pieper, *Über die Hoffnung*. Leipzig 1938, 55–62 passim.

⁸ Eberhard Bethge, *Dietrich Bonhoeffer, eine Biographie*. München 1967, 1094/5.

BUCHBESPRECHUNGEN

Lebenspraxis und Kirche

Pesch, Otto Hermann: Christliche Lebenspraxis – heute und hier. Würzburg: Echter 1994. 384 S., kart., DM 29,–.

Ein Theologieprofessor macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, versteckt sich nicht hinter Gelehrsamkeit, sondern bringt seine und unser aller Fragen nach einem christlichen Leben unverblümmt zum Ausdruck und versucht Antworten zu geben, die sowohl in heutigen Zeitgefühl wie im persönlich erlebten Christentum gründen. Man erkennt an den 12 (+ 1 = Gotteserfahrung) Kapiteln, daß sie im lebendigen Austausch mit Studenten (Vorlesung für Studienanfänger) und nicht in systematischem, professoralem

Zugriff verfaßt wurden. Das reiche Personen- und Sichtwortverzeichnis zeigt aber, welch breiter Themenkreis erfaßt ist (dabei ist es nicht einmal vollständig: vgl. „Werbung“ S. 255).

Pesch beweist überzeugend, daß ein kritisches Verhältnis zu manchen Äußerungen des kirchlichen Amtes das glaubende und auch verständnisvoll liebende Verhältnis zu eben diesem Amt keinesfalls mindern muß – eher im Gegenteil! Daß dies besonders in den Fragen nach Sexualität, Ehe, Leben und Tod erkennbar wird, verdient hervorgehoben zu werden. Ohne Schwierigkeit entdeckt man wichtige theologische Hintergrund-Fragen in der Behandlung konkreter Lebensfragen: Z.